



DER GEHEIMAGENT fragte mich, ob ich jemals «Das Kapital» gelesen hätte. Ich antwortete: «Ja, ich habe es gelesen.» Dann wurde ich gefragt, was ich über das Buch denke. Ich sagte: «Ich bin kein Kommunist. Dieses Buch ist eine Analyse des Kapitalismus, wie er zur damaligen Zeit existierte. Abgesehen von der Tatsache, daß die Kritik von Marx teilweise exzessiv war, können wir, wenn wir uns mit den Problemen, die «Das Kapital» aufwirft, befassen, doch folgendes bedenken: Statt das Problem vollständig zu ignorieren, könnte man es nicht als ein Mittel benützen, um Gegensätzlichkeiten im kapitalistischen System zu korrigieren? So verstanden, könnte es nicht doch einen Wert haben, zu hören, was Marx zu sagen hat?» – Daraufhin schrie mich der Geheimagent unmittelbar und mit wütender Stimme an: «Das heißt also, du bist ein Kommunist!» Ich betonte, daß ich kein Kommunist sei. Daraufhin sagte der Geheimagent, daß ich mich in der Abteilung V des Investigations-Büros befände und daß hier die Leute nur in zwei Kategorien eingeteilt würden: rot oder weiß. Dann setzten sie ihre «Behandlung» in einer Weise fort, daß ich es fast nicht mehr aushalten konnte, und sie zwangen mich, genau das niederzuschreiben, was sie mir diktieren. In dem, was der Geheimagent mir diktierte, wurde aber der Umstand völlig beiseitegelassen, daß ich Katholik bin und daß meine Weltanschauung durch und durch katholisch ist. Daher protestierte ich und sagte: «Es ist doch unmöglich zu sagen, einer sei ein Katholik und gleichzeitig ein Marxist.» Der Geheimagent sagte darauf: «Wenn du zunächst darüber schreibst, was Marx betrifft, dann will ich dir später erlauben, die Tatsache zu schreiben, daß du Katholik bist.»

Das Bekenntnis des Dichters Kim Chi Ha

So lautet ein aus dem Gefängnis geschmuggelter Bericht des jetzt mit der Hinrichtung bedrohten koreanischen Dichters *Kim Chi Ha*. Nach dem Verhör wurde er unter Folter gezwungen, den Satz niederzuschreiben: «Ich bekenne, daß ich ein Marxist bin.» Das «Geständnis» des Dichters, er sei «ein Kommunist, der an den Marxismus glaubt», wurde von den koreanischen Behörden am 18. März dieses Jahres verbreitet. Zwei Monate später aber gelang es, eine von Kim Chi Ha verfaßte *Gewissenserklärung* (Declaration of conscience) aus dem Gefängnis zu schmuggeln. Sie wurde von *Kardinal Kim*, Erzbischof von Seoul, und von der Familie des Dichters als authentisch erkannt und von Japan aus (Bischof Nobuo Soma) veröffentlicht. Kim Chi Ha betont darin, die Verschwörung des Regimes Park richte sich nicht nur gegen ihn als Individuum, sondern gegen alle, die die Wiederherstellung der Demokratie in Südkorea wünschen, wie auch gegen die Kirchen, weil sie den Kampf um soziale Gerechtigkeit aufgenommen hätten. Der Dich-

ter hat schon früher einmal die Folter erduldet und tat darauf (1970) den Schritt in die Kirche. Dazu schreibt er in seiner Erklärung:

«Der Grund, warum ich katholisch wurde, ist der, daß der Katholizismus für mich eine universale Botschaft enthält, nicht nur die Idee, daß man geistige und materielle Schranken überschreiten kann, sondern auch die Tatsache, daß Unterdrückung überschritten werden kann in der gleichzeitigen Erlösung der Unterdrückten wie der Unterdrücker. Auch, daß der Glaube sich mir als etwas anbot, das sich als fähig erweist, all die widersprüchlichen und gegensätzlichen Ideen, Theorien und Urteile in die eine Wahrheit hineinzunehmen und zu versöhnen.»

Das Zeugnis endet mit den Sätzen: «Was unsere Zeit vor allem braucht, ist Vertrauen und die Leidenschaft, die Verfolgung zu ertragen, jene Verfolgung, die uns abgefordert wird, weil wir die Wahrheit lieben... Bitte, bitte, meine Kameraden, fühlt Euch betroffen vom Leiden der Völker.» L.K.

Korea

Wofür droht Kim Chi Ha das Todesurteil?: Bericht über ein unter Folter erzwungenes «Geständnis» – Kim muß als «rückfälliger» Kritiker der Diktatur ein Kommunist sein – Er hat «Das Kapital» gelesen – Seine Gewissenserklärung: Warum er katholisch wurde.

Kurt Marti

Wenn das Lachen aufhört, haben die Riesen gesiegt: Der Ich-Erzähler erwacht aus einem Hochzeitsstraum – Die Frage nach der sogenannten Wirklichkeit wird eingeleitet: Wer ist die Riesin? Kann man sie austreiben? – Die Große Loge Egon (Ego mit N) – Das erste und das zweite Finale – Erna-Tantra – Ein Hinterglasbild von Jesus – «Lauter Projektionen, er kann doch nicht alles gewesen sein» – Marti stiftet ein mythisches Bild – Disharmonische Beziehung zur christlichen Interpretation von Welt – Eine Erfahrung nahe der Erkenntnis von Audens «Verlorenes Lachen, verlorenes Beten».

Paul Konrad Kurz, Planegg bei München

Afrika

«Muntu» und Christentum: Erfahrungen eines Afrikaners mit der Mission in Zaire – Ging sie nicht an der afrikanischen Seele vorbei? – Muntu/bantu: der Mensch in der Hierarchie der Lebenskraft – Nsambi an der Spitze und die Ahnen als Mittler – Warum nicht Jesus als der vollkommene Nsambi und der wahrhaftige Muntu? – Das «Paradox» entspricht dem afrikanischen Auffassen der letzten Wirklichkeit – Missionare brachten «ihr» Christentum – Große Leistungen, aber schwere Hypothek – Was eine Kluft aufriß – Situation bei der Unabhängigkeitserklärung (1960) – Afrikanische Sonderkirchen – Kulturrevolution stellt «authentisch» afrikanische Werte in Gegensatz zum «Importgut» der Missionare – Eine Chance für die Zukunft. *Ayingol Mbakar, Zürich*

Heinrich Böll

Renelosigkeit und Ehre: Zwei Stichworte für drei Frauengestalten auf Bölls Weg durch die Institutionen: *Marie, Partnerin des Clowns:* Sie flieht aus konfliktreicher Distanz in die katholisch-kirchliche Institution zurück – Instinktives Festhalten an objektivem Schutz – Geringere Aufklärung aber größere humane Substanz als der reformatorische rasonnierende Clown. *Lenie, Genie der Sinnlichkeit:* Bildgewordene Feuerbachsche Philosophie – Dem spontan liebevollen Moment sein Recht lassen – Aber Leni bereut auch die Heirat nicht. *Katharina, Beelzebub der Gewalttätigkeit:* In der «verlorenen Ehre der Katharina Blum» ist die transzendente Dimension verloren – Beelzebub wird heiliggesprochen. *Grete Libbe-Grothues, Einsiedeln*

Zuschriften

Zu «Dreimal vatikanische Ostpolitik».
Die «Orientierung» in Rom...

«WENN DAS LACHEN AUFHÖRT, HABEN DIE RIESEN GESIEGT»

Zum neuen Roman von Kurt Marti

Das Erwachen, zumal aus einem bösen Traum, spielt als Motiv und Erzählanfang seit Franz Kafka und dem Kafka-Dissertanten Martin Walser eine bedeutende Rolle in der erzählenden Literatur. Im Frühjahr ließ Peter Handke die Hauptfigur seines Romans «Die Stunde der wahren Empfindung», den österreichischen Pressereferenten Gregor Keuschning, in Paris aus einem Mordtraum erwachen. Im neuen literarischen Herbst läßt Kurt Marti, der Berner Lyriker, Literat, Pastor, den Ich-Erzähler seines ersten Romans «Die Riesin»¹ an einem Sonntagmorgen aus einem grotesken Hochzeitstraum erwachen.

Auf der gestrigen Party hat ein fast zwergenhafter Egon ein riesiges Weib bestiegen. Erna – so heißt die Riesin – zog ihn zu einer Art Mendelssohnscher Hochzeitsmusik zärtlich an sich, vermählte sich orgiastisch mit ihm. «Erna, die Größte, die Liebste, die Hochzeit von Stärke und Schwäche, die Vermählung des Kleinsten mit dem Größten!», intonierte der ängstlich beglückte Egon den Hochzeitsrefrain – bis daß die Gäste, erschauernd, sich davon machten und ein unheimlicher Lustschrei ihnen nachhallte.

Der Partybesucher erinnert sich der Riesin als eines blauen, haarlosen Monsters von metallischer Kälte. Das ordnende Tagesbewußtsein muß die Vorstellung einer leibhaftigen Riesin als unwirklich zurückweisen. Da ruft ihm eine Freundin, die an der Party teilgenommen hatte, entsetzt und trancehaft «VERSPEIST, GEFRESSEN, VERSCHLUNGEN» ins Telefon. Sie meint das Ungeheuer, die das mit dem kleinen Egon angestellt habe oder in naher Zukunft anstellen werde. Von der eigenen Erinnerung irritiert, verspricht der Angesprochene, der Sache nachzugehen. Die Frage nach der sogenannten Wirklichkeit, nach Liebe und Leben, Täuschung und Tod wird eingeleitet. Irritation als Auslösung eines Erzählvorganges ist seit geraumer Zeit das wahrscheinlich bedeutendste Erzählprinzip geworden, ein Prinzip nicht nur der Verunsicherung und Verfremdung, sondern auch des möglichen Staunens. Ein Stück Vertreibung aus der eindimensionalen Wirklichkeit, ein Exorzismus, ein Bewußtseinsprozeß beginnt.

Wer ist die Riesin ?

Wer, wenn man sie nicht finden kann wie Tisch, Telefon, Bett und auch nicht im Foyer des gestrigen Quartierkinos (wo das Fest stattfand), ist die Riesin? Das detektivistisch nachforschende Bewußtsein kommt nicht weiter. Der Erzähler, beruflich Bibliothekar mit archivischen Neigungen und einem intellektuellen Materialisten als Kollegen, kreist das Phänomen essayistisch und dialogisch mit einer «Gigantologie» ein. Archetypisch bietet sich die Deutung der Riesin als «Große Mutter» oder auch «Madame la Mort» an, als Göttin der Lust und des Todes. Politisch spricht man vom roten Riesen im Osten und vom lächerlichen Egon als Europa. Oder ist vielleicht der Kommunismus, das Gespenst, das seit Marx umgeht, der Sozialismus insgesamt die «gräßliche Riesin»? Mehr sozialpsychologisch das Gefühl der Bedrohung durch Technokratie, Bürokratie, grimmige Funktionalität? «Ein Phänomen der Entfremdung» in jedem Fall. «Stets zwingt man uns ein anderes Leben auf, als wir leben möchten, auch leben könnten. Was der freien Selbstentfaltung, der Menschwerdung des Menschen im Wege steht, sie verhindert, verbiegt, unterdrückt, wird als Riese erlebt, als übermächtig erfahren. Insofern

wimmelt's in unserer Zivilisation von Riesen», meint der intellektuell aufgeklärte Kollege Schertenleib. Man ist gebildet. Man rationalisiert, deutet von King-Kong bis zu den Angst-erfahrungen der Kollektive. Und schließlich gibt es auch in der Religionsgeschichte Riesen. Gleich zu Beginn in der Bibel wird von «Riesen, die von den Gottessöhnen mit Menschentöchtern gezeugt worden sind» berichtet (Genesis sechs). Jeder kennt den Kampf Davids gegen Goliath. Zuletzt macht der Erzähler auf «das Weib von Apokalypse dreizehn» aufmerksam, «das mit der Sonne bekleidet und mit den Planeten bekränzt ist». Und erscheint nicht Gott selbst als Riese?

Mit der hartnäckigen Feststellung, daß «die leibhaftige Erna etwas anderes ist als Gigantologie», kehrt der Erzähler von symbolisierenden Deutungen und Rationalisierungen zum Widerstand des Wirklichen zurück. «Meine Überlegenheit bleibt es, Erna mit eigenen Augen gesehen zu haben. Nur ist diese Überlegenheit zugleich auch meine Schwäche... Erna bleibt ein erratic Block, ein Findling aus mythischer Urzeit, der, weil Außenstehenden nicht beschreibbar, Schweigen gebietet und eben dadurch über mich zu herrschen beginnt.»

Das Leben geht weiter: als Arbeit in der Bibliothek, als soirée fixe mit der getrennt lebenden Ehefrau, der Föhn als alpenländische Intensität. Ein köstliches Dramolett inszeniert in 15 Szenen einen Sauf- und Freßabend mit Nobs, einem heiter grobherzigen Immobilienhändler, der sich selbst ironisch als «Nabel der Welt» bezeichnet. Eine schweizer-deutsche Hans Sachsade, eine Shakespearische Clowneske aus der «Großen Loge Egon». Die Steigerung ist zugleich das erste Finale. Die Szenen verifizieren den Schlußsatz des Romans: Solange wir lachen (können), haben die Riesen (noch) nicht gesiegt.

Viviane und Erna Tantra

Marti wäre kein poeta doctus, ließe er sich die poetologische Reflexion entgehen. In einem Brief an seinen Freund, Berater, Lektor, gibt der Erzähler Rechenschaft über die im Manuskript verwendeten Gattungen, teilt er Seitenhiebe aus auf den literarischen Realismus, auf Einbildung und Dürre der Intellektuellen. Wenn er seine literarische Übung nicht als Exorzismus verstehen darf – denn so leicht treibt man die Riesin nicht aus – dann als Fort- und Absetzbewegung («Schreiben als Form des Gebets», hatte Kafka notiert). Überall sind Egon, «Ego mit N!». Überall (und nirgends) sind Riesinnen. Nostra res agitur, als Erkennen und Nicht-Erkennen, als Stachel wider die Eindimensionalität, Hybris. Verglichen freilich mit der geradezu unendlichen Tatsache, Ahnung, «daß zuletzt alles versandet, die Welt, das Leben, tutti quanti», ist selbst die Riesin Erna nicht mehr als ein kleiner, blauer Clown. «Irgendwann ist die Entscheidung für den Sand gefallen, und niemand hat es bemerkt...»

Der «Vivianische Epilog», sozusagen das zweite Finale, zeichnet dialogisch das Idealbild einer Frau. Die nicht mehr junge, vom Leben nicht verwöhnte Viviane, erscheint schön und weise, religiös gebildet und ganz gegenwärtig, identisch mit sich selbst. «Sie ist, was sie redet, steckt an mit ihrer Präsenz, mit den Gesten der Hände, den Blicken, erst recht, wenn sie tanzt: oft ist sie aufgesprungen, um mir mit ein paar Schritten, Bewegungen, Gebärden zu demonstrieren, was Tantrismus ungefähr meint, was männlicher und weiblicher Kraftstrom bedeuten, wie aus Körpererfahrung Seelenerfahrung (und umgekehrt) wird, inwiefern Ekstase und Meditation einander bedingen und Sexualverkehr zum Erkenntnisweg werden kann.» Viviane weiß, was Arbeit und was Tanz ist, weiß, daß in dieser Gesellschaft «Ereignis und Feuer, wie alles Elementare nicht gestattet sind. Daran, genau daran

¹ Kurt Marti: Die Riesin. Roman. Luchterhand-Verlag, Neuwied und Darmstadt. Ca. 140 Seiten. Leinen. DM 19,80. Die Besprechung wurde aus den Druckfahnen gemacht.

werden wir zugrunde gehen.» Wenn sie lächelt, leuchtet sie «herrlich wie Buddha selbst!». Eine neue Unheimlichkeit befällt, obwohl es «ein guter, im wahren Sinne des Wortes phantastischer Abend gewesen ist», den Erzähler. «Erna Tantra» fällt ihm ein; die nicht-kannibalische, die indisch-priesterliche, die schon beinahe andersweltliche Frau. An einer ihrer Wände hängt ein Hinterglasbild von Jesus, den sie zum (indischen) Tantriker² stilisiert. Und nochmals bleibt alles offen. Religion als Riesin ohne Kannibalismus? Das ist eine der Hamlet-Fragen dieses Romans.

Egons Leiche wurde im Stauwehr gelandet. Sein Tod bleibt ein Rätsel. Viviane, die nur noch Lächelnde, hat in unserem Helden und Erzähler keine Klärung, keine Wendung bewirkt. Real, in die irdische Zukunft weisend, scheint ihm seine «Immer-noch-Frau, vielleicht (morgen? übermorgen?) Nocheinmal-und-wieder-von-neuem-Frau». Er selbst möchte sich an jenen Zustand halten, der das Lachen erlaubt. Denn, «wenn das Lachen aufhört, haben die Riesen gesiegt».

Eine weltliche Apokalypse?

Marti erzählt präzise, verfährt mit dem Wort streng ökonomisch, so daß sich Wort und Mitwort, Satz und Nachsatz, Bild und Gegenbild, Annäherung und Entfernung von der Riesin gegenseitig aufladen. In den Worten und Sätzen steckt eine außerordentlich hohe Satzspannung. Keine Schlamperie, unnötige Wiederholung, Redundanz – wie sie manchmal Autoren mit großem Namen stehen bleibt. Jedes Wort ist Form geworden. Manchmal signalisieren gehäufte Substantive die Gefahr, das Verb zu entmachten. Ein Stil von höchstem literarischem Bewußtsein. Ein Bild wird eingekreist und freigesetzt, ein unerwartet mythisches Bild aufgebaut. Das Bild, vorab das mythische Bild, geht in Begriffen nicht auf. An Leszek Kolakowskis jüngst veröffentlichten philosophischen Essay «Die Gegenwärtigkeit des Mythos» (München 1973) ist hier zu erinnern. Kolakowski fragte, ungeachtet des allseitigen Mythosverdachts, nach dem Platz, «den die mythenbildende Produktion in der Kultur im Hinblick auf die strukturellen Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins einnimmt». Er stellte die These auf von der mythenbildenden Tätigkeit des Menschen «in allen intellektuellen Tätigkeiten, im künstlerischen Schaffen, im Zusammenleben, das von ethischen Werten gestaltet wird, in der technologischen Praxis selbst und im Sexualleben».

Man kann Martis Roman als Beschreibung lesen,³ als Eros-thanatos-Kampf der Zwerge mit den Riesen (schade, daß in Martis Gigantologie die Swiftsche Beschwörung der Riesen fehlt), als literarischen Exorzismus, besser als Versuch einer Diagnose, als prophetische Warnung auch, als Menetekel, sogar als weltliche Apokalypse. Edward Morgan Forster, der englische Romancier, gewährte in seinen berühmten «Aspects of the Novel» (1927, deutsch «Ansichten des Romans», 1949 und 1962) höchsten epischen Rang nur jenen Romanen, die prophetischen Charakter zeigen, der epischen Welt der Karasoff's, der Raskolnikow's und Myschkins, dem Ungeheuer (und Riesen!) Moby Dick. Der Grund dafür: anders als die phantastische Epik, die den Blick umherschweifen läßt, halte sie den Blick auf die All-Einheit des Lebens gerichtet, zeige sie höchste moralische Verantwortung.

² Über den *Tantrismus* gibt der Brockhaus folgende Auskunft: *Tantra* (Sanskrit: Gewebe, Lehrsystem), eine Gattung religiöser Schriften der indischen Literatur, die sich besonders mit Magie und Mystik beschäftigen. Der <Tantrismus> ist eine um 500 nach Christus hervorgetretene Bewegung, nach deren Lehre alles im Weltall in mystischer Verbindung zueinander steht. Sein Ritual gibt Anweisungen über Weihehandlungen, Meditationen, Zaubersprüche. Er wirkte sich sowohl bei wischnuitischen und schiwaitischen Sekten der Hindus wie auch im Mahajana-Buddhismus und Dschainismus aus. Vielfach verband er sich mit dem <Schaktismus> (dieser wird im Roman erwähnt), der die Göttin Durga in orgiastischen Kulte verehrt.

Jesus schaut (nur) durch ein Fenster

Wo bleibt, so werden nach diesen Anmerkungen einige Christen fragen – die weltlichen Feuilletons werden den religiösen Aspekt der «Riesin» wahrscheinlich nicht erwähnen –, wo bleibt, nachdem wir vom Literaten Marti gehört haben, der Christ Marti? Ist der Mann nicht amtierender Pastor? Verrät die so gestellte Frage Naivität, eine nur oberflächliche Aufmerksamkeit, beides? Die Tatsache, daß einer, der im Amt tauft, predigt, Grabreden hält, daß ein solcher zugleich lyrische «Leichenreden» schreibt, Mundartgedichte, politische Tagebucheinträge, zuletzt sogar seine Welterfahrung und Sprachfähigkeit, seine erzählende und dialogische Fähigkeit dem Anspruch eines Romans ausliefert und standhält – das scheint mir bewundernswert, in der evangelischen Kirche eher möglich als in der katholischen. Das Problem und die Gefahr christlicher Autoren niedrigeren Rangs besteht ja darin, daß sie zu schnell Katechismusbegriffe auf das Lebendige des Lebens und das Wort übertragen, daß sie als Wissende auftreten, die (nur) dogmatische Obersätze auf Ereignisse anwenden und in Dialoge umsetzen brauchen, die jedes Ereignis nach einigem Hin- und Herdrehen mit einer Deutung versehen können. Kurt Marti ist als aufgeklärter Literat an der Klippe des Nicht-mehr-erzählen-Könnens, als Christ am Leuchtturm des Vor- und Besserwissens mit Bravour vorbeigerudert. Er hat dem Zeitalter neu ein altes mythisches Bild eingestiftet: offen von Freud und Buch Genesis bis zu Marx und zur Apokalypse. Preisfrage für Christen: Warum hat er die Große Babylonische Hure in seine «Gigantologie» nicht einbezogen?

Warum spielt Jesus, so kann der nachdenkliche Christ noch immer fragen, keine Rolle? Kämpfte nicht auch Er mit Riesen? Jesus hängt im Roman – wir erwählten das schon – als Hinterglasbild bei Viviane, die behauptet, Jesus sei Tantriker gewesen. Marti kommentiert durch seinen Erzähler:

«Ich hoffe, Du (d.i. der Freund und Lektor) siehst, wie ich entschieden protestierte! Was für ein Unsinn: die Pfarrer halten Jesus für einen Pfarrer, die Revolutionäre für einen Revolutionär, die Bürgerlichen für einen Bürgerlichen, die Mormonen für einen Mormonen. Schertenleib (d.i. der aufgeklärte junge Materialist) für einen apokalyptischen Epikuräer und Du nun also für einen Tantriker, mir ist das nachgerade zuviel, sind lauter Projektionen, er kann doch nicht alles gewesen sein! Weißt Du, was sie lächelnd geantwortet hat? Warum nicht, hat sie gesagt, ist er nicht das Licht der Welt, die Erleuchtung immer wieder? Du denkst eben in Begriffen, die nur teilen und trennen... Begriffe sind Schaum, sind ganz an der Oberfläche, das Leben dagegen ist Strömung, Strom, wo alles mit allem sich mischt, verbindet.»

Es gehört zu den Schwierigkeiten und zu den Öffnungen des Romans, daß der Erzähler das Irrationale des «mystischen» Denkens von Viviane zurückweist und selbst ein mythisches Bild stiftet, daß er Begriffen mißtraut, aber logisches Denken nicht ablehnt. Jesus schaut sozusagen durch ein Vivianisches Fenster in den Roman. Er ist nicht Gegenstand des Romans.

Anders als im Roman «Insel des Glaubens» aus der Feder des irischen Amerikaners *Brian Moore*³ wird auch nicht ein kirchliches Problem Thema des Romans. Ich glaube nicht, daß den Kirchenmann Marti kirchliche Probleme nicht bedrängen. Wahrscheinlich sah er für sich keine Möglichkeit, ein solches Problem im Roman darzustellen. Er hat dafür ja bereits andere Gattungen der Auseinandersetzung gewählt, zum Beispiel in den «Leichenreden», auch in theologischen Essays.

Verlernt zu lachen — verlernt zu beten

Denkbar wäre, daß Marti ein anderes Verhältnis zu dem Wort hat, das man im Katechismus und in der Theologie als «Offenbarung» bezeichnet. Ich bin beinahe sicher, daß in jedem Roman von Rang ein Stück Offenbarung geschieht, ein Stück

³ Der Roman «Insel des Glaubens» von Brian Moore wurde besprochen in: Orientierung Nr. 9/1975, S. 98 f.

Menschwerdung, ein Stück Kreuzigung, ein Stück Auferstehung, sogar ein Stück Pfingsten sich ereignet. Eine im archaisch-biblichen Gewand zu früh vorgenommene religiöse Interpretation von Welt hindert die Erfahrung der Fremdheit, lähmt (zumeist) den kreativen Impuls.

In diesen Tagen kam mir ein Essay des unlängst verstorbenen Anglo-Österreichers *Wystan Hugh Auden* in die Hände. Unter dem Titel «*Verlorenes Lachen, verlorenes Beten*» schreibt er:

Meiner Meinung nach haben die Menschen zwei von den drei Welten vergessen, die ich für das Leben als unentbehrlich betrachte. Sie haben verlernt zu lachen – und damit meine ich nicht das voltairsche Lächeln der Vernunft, sondern das Lachen aus dem Bauch heraus, ein Lachen, in

dem ich den Geist des Karnevals erkenne –, und sie haben verlernt zu beten.⁴

Ich nehme nicht an, daß Marti Audens Essay gelesen hat. Aber er hat offenbar eine Erfahrung gemacht, die ihn in die Nähe der Audenschen Erkenntnis rückt. Kurt Martis Erfahrung und Wortbild heißt «Die Riesin». Die Bildrichtung und die Bewußtseinskreise könnten den Christen sehr wohl angehen, nachdenklich machen. Die Beziehung zur christlichen Interpretation von Welt ist eine disharmonische.

Paul Konrad Kurz, Planegg bei München

⁴ Wystan Hugh Audens Essay ist zitiert aus: *Kann man noch beten?* Diogenes-Taschenbuch 1973 (dètebe 47), 51 ff.

«MUNTU» UND CHRISTENTUM

Zur heute brennenden, aber auch komplexen Frage der Begegnung von Christentum und afrikanischer Kultur will der folgende Beitrag einige Aspekte aufzeigen, wie sie ein Afrikaner aus *Zaire* sieht, der noch selber die Mission in der Kolonialzeit erlebt hat, ihr auch persönlich viel verdankt, aber heute in Europa über seine früheren Erlebnisse reflektiert und sie mit den Entwicklungen seit der Unabhängigkeitserklärung (1960) und den heutigen Ereignissen in seiner Heimat konfrontiert. Indem er sich kritisch damit auseinandersetzt, was die Missionare gebracht und eingepflanzt haben, will er deren Leistungen nicht herabsetzen, so wenig er auf die vielfältigen Probleme und Schwierigkeiten eingehen kann, mit denen sie bis heute konfrontiert werden, und so bleibt auch die politische Lage außer Betracht. Die entscheidende Frage betrifft die spezifisch religiöse Dimension der Mission: traf sie die afrikanische Seele oder ging sie – unter so und soviel Mißverständnissen – an ihr vorbei?

Der Verfasser, *Mbakar (Isidor) Ayingol*, 1937 in Mikungu im damaligen Belgisch-Kongo, heute Zaire, geboren und ebendort aufgewachsen, befindet sich schon seit 1962 in Europa. Er studierte Nationalökonomie in Heidelberg und sodann in Freiburg/Br., wo er gleichzeitig an den Arbeiten eines Kulturforschungsinstitutes mitwirkte. Ab 1969 war er in der Forschungs- und Planungsabteilung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf als Mitarbeiter für das Weltbeschäftigungsprogramm tätig, bis er zur Abfassung einer Dissertation (über Budgetprobleme der Entwicklungsländer am Beispiel von Zaire) an die Universität Zürich übersiedelte. In der Absicht, demnächst an der Entwicklung seiner Heimat mitzuwirken, bleibt unser Autor auch hinsichtlich des Christentums nicht im kritischen Rückblick stecken; vielmehr geht es ihm um dessen Aufbruch in eine neue afrikanische Zukunft. Die Frage an die «Mission» ist deshalb im Grunde futuristisch gemeint: Was von Afrika (bzw. von Afrikas Naturreligion) und was vom Christentum (bzw. welches Christentum!) hat miteinander eine Zukunft?

Die Redaktion

EIN MISSIONAR kommt in ein Dorf und verlangt von der einheimischen Bevölkerung, daß sie zur Unterkunft des Missionars ein Haus baue. Die Leute, auch der Häuptling, sagen o.k. und der Missionar reist ab. Einen Monat später kehrt er zurück und muß sehen: es ist nichts gemacht. Ebenso verhält es sich bei seinem nächsten Besuch. Er fragt sich: Warum ist das Haus nicht gebaut worden? Die Leute und der Häuptling bemerken seinen Unmut, wissen aber, daß dahinter keine Böswilligkeit steckt, die für sie eine Bedrohung wäre. Und so bedrückt die Leute nicht die Stimmung des Missionars, sondern diejenige des Häuptlings. Dieser nämlich ist vom Missionar, als er den Bau des Hauses verlangte, nicht regelrecht konsultiert worden. Damit aber wurde der Häuptling in seinem *muntu* getroffen, und das ist für das Dorf viel wichtiger, als ob der Missionar zum gewünschten Zeitpunkt das Haus hat. Denn der Häuptling verkörpert ihr höheres *muntu*.

Was ist «muntu»?

Für den afrikanischen Menschen besteht die Welt nicht aus zwei Grundbestandteilen, etwa aus Materie und Kraft. Er sagt nicht: «Etwas, was ist, hat Kraft», sondern: «Sein ist Kraft.» Muntu bedeutet Lebenskraft. Daß es in der Natur Leben gibt und daß der Mensch daran teilnimmt, daß er gesund bleibt oder krank wird, all das hängt nach afrikanischem Denken mit dem Muntu zusammen. Jeder Mensch hat sein eigenes Muntu. Er kann es wissentlich oder unwissentlich verstärken oder aber auch vermindern. Es steht im Mittelpunkt seines Handelns und bildet den Kern dessen, was wir die afrikanische Naturreligion nennen können.

Muntu tritt in hierarchisch geordneten Lebensstufen auf, mit welchen unterschiedliche Lebensintensität verbunden ist. Man stelle sich dazu – als Vorstellungsmodell – eine dreistufige Pyramide vor. Dieses räumliche Modell entspricht nur bedingt dem gemeinten Sachverhalt. In Wirklichkeit handelt es sich wohl eher um Intensitätsgrade, die sich durchdringen. Dies anschaulich zu machen ist schwierig. Vielleicht hilft ein Verweis auf die Archetypen-Vorstellung der Tiefenpsychologie (als abendländische Denkform). Die oberste Stufe der Pyramide wird vom höchsten Muntu, das «nsambi» genannt wird, die mittlere von den Ahnen oder den verstorbenen Stammesältesten und die unterste von den Lebenden besetzt. Die Lebensintensität einer Stufe ist dabei im Vergleich zu derjenigen der oberen Stufe geringer, und die Einflußnahme auf die Lebensintensität einer Stufe ist nur von oben nach unten möglich.

Da der (lebende) Mensch die unterste Stufe der Muntu-Pyramide bildet, bedeutet der Begriff «muntu» im weitesten Sinne «Mensch». (In der Mehrzahl heißt er übrigens *bantu*: davon die südlich weit über Zaire hinaus verbreiteten Bantu-Völker). *Nsambi* an der Spitze der Pyramide ist die höchste, vollkommene Kraft. Es ist der Urgrund des kraftvollen Seins und hat alles geschaffen. So wie man im Abendland etwa von Gottes Schöpferfähigkeit redet, spricht der Afrikaner davon, *Nsambi* sei imstande, Kräfte zu erwecken und Lebenskraft zu verstärken.

Die Ahnen ferner, die als mittlere Stufe *Nsambi* in der Hierarchie der Kräfte folgen, sind zugleich Mittler zwischen ihm und den Menschen. Sie können, so glaubt man, den Menschen in ihrem Leben helfen, wenn die dazu erforderlichen Riten und Opfergaben erfolgt sind. Große Mittler gelten dann oft als «Götter», bleiben aber lediglich Ahnen mit noch höherer Lebensintensität. Der Mensch schließlich ist unter den sichtbaren geschaffenen Kräften die stärkste Kraft. Er ist selbst zwar nicht fähig, Leben zu erwecken, aber er kann wirken, auch wenn er gestorben ist. Er kann nämlich Leben erhalten und Leben verstärken bei sich und denen, die in der

Stufenfolge des Lebens nicht über ihm stehen. Der Mensch mit einem höheren Muntu (Häuptling, Chef usw.) trägt einen neuen Namen, der seine Verantwortung charakterisiert. Der erste eigene Name kennzeichnet in der Regel beim Afrikaner das Individuum als solches mit dem eigenen ursprünglichen Muntu. Jeder weitere bedeutungsvolle Name, der ihm zugefügt wird – und diese Erwartung war dann auch an jeden christlichen Namen geknüpft – bedeutet einen Zuwachs an Muntu, nicht hingegen jeder «Phantasie-Name», den sich Afrikaner gelegentlich ohne sozialen Anlaß zulegen und der allenfalls noch europäisch klingt, wie Mashini (Maschine), Petrol, Motoka(r) usw.

Kriterium für gut und böse

In moralischer Sicht ist der Mensch bzw. seine Handlung gut, wenn er dadurch die Lebenskraft bei sich und anderen steigert, böse oder schlecht, wenn er, z.B. durch Handlungen des Körpers oder Kraftwirkungen des Geistes (Schimpfworte, Entladungen des Unmutes) sie herabsetzt, soweit solche Handlungen oder Wirkungen nicht vorher provoziert wurden. In seiner Grundhaltung den anderen gegenüber soll der Mensch daher Solidarität üben und gegenseitige Hilfe aufbringen, die zur Steigerung der Lebenskraft bei sich und anderen beitragen sollen. Bei der Suche nach den Mitteln und Wegen, die zu einer Intensivierung der Lebenskraft führen können, bleibt es dennoch nicht ausgeschlossen, daß der Mensch auf Irrwege oder solche magischen Praktiken gerät, die «schlecht» sind, oder daß er durch bloße Scharlatane ausgenutzt wird.

Leben und Tod

Die tiefste Sehnsucht des Menschen ist es, an der höchsten vollkommenen Lebenskraft des Nsambi teilzuhaben. Das Leben gilt als seine große, heilige Gabe, die es dem Menschen für dieses Ziel geschenkt hat. Daher ist nach der Bantu-Weisheit «das Leben stärker als der Tod», welcher lediglich einen Übergang und kein absolutes Ende darstellt. Die Existenz eines Ortes nach dem Tod, wie der Hölle, läßt sich auch nicht rechtfertigen. Ein solch qualvoller Ort ist undenkbar. Gefürchtet wird jedoch ein bestimmter Zwischenbereich, nämlich derjenige zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Man glaubt, daß sich die Toten dort in der Gestalt von Geistern aufhalten, die noch nicht jenseitswürdig sind. Es müssen bei den Stammesgenossen, die weiterleben, bestimmte Zeremonien, Riten oder Opfergaben stattfinden, welche ihnen den Durchbruch ins Jenseits erleichtern sollen. Andernfalls finden sie keine Ruhe. Sie treiben sich herum und können die Menschen durch irgendwelche Plage oder Krankheit quälen. Eine Wiederkehr der Toten selbst, etwa als Besucher, wird jedoch nur indirekt, d.h. durch bestimmte Fetische, als möglich angenommen. Diese sind deshalb, wie die Menschen glauben, mit magischen Kräften besetzt. Auch wird geglaubt, daß die Toten durch Personen reden können, die als Medium dienen, wenn diese bei spezifischen Zeremonien oder Tanzritualen in Trance geraten sind.

Mündliche Weitergabe des Kulturguts

All diese und weitere Einsichten über die verschiedenen Aspekte des Lebens, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, gab man generationenlang durch Sprüche, Sprichwörter oder Legenden mündlich weiter. Dabei ist dieses Kulturgut der *Bantu-Weisheit* kulturgeschichtlich keineswegs einzig in seiner Art. Ähnliche Züge gab es zum Beispiel auch in der griechischen und chinesischen Weltanschauung.

▷ Ein Versuch der Würdigung des afrikanischen Weltbildes war das Werk: «La Philosophie-Bantou», Kamina (Kongo) 1945, von *Placide Tempels*. In diesem Werk erfaßte der europäische Autor zwar das Wesent-

Glauben heute

Theologische Kurse für Laien (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie Fernkurs.

Beginn der Vorlesungen: Oktober 1975.

Anmeldeschluß: 30. September 1975.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen:

Sekretariat TKL, Postfach 280, Neptunstraße 38, 8032 Zürich
Telephon 01 / 47 96 86

liche des afrikanischen Denkens, interpretierte es jedoch allzusehr von abendländischen Kategorien her.

▷ Dann folgte u.a. 1956: «La Philosophie-Bantou/Rwandaise de l'ère», Rom, von *Alexis Kagame* aus Rwanda. Über die Darstellung Tempels hinausgehend versuchte dieser Autor – mit Erfolg – am Beispiel der Bantu-Stämme seiner Heimat dem geistigen Hintergrund des afrikanischen Denkens nachzukommen.

Während das Denken im Abendland vorherrschend ein Begriffsdenken ist, ist die Rationalität im afrikanischen Denken nur ein Aspekt des möglichen Erfassens einer Sache. Dazu sei als Beispiel das Verhältnis zur Sexualität angedeutet: alle Statistiken und alles «Wissen» um Funktionen usw. ersetzt nicht die wahre Erfahrung des Wesens der Sexualität und ihrer Bedeutung für alles Leben.

Beziehung zum Christentum

Was bedeutet nun dieser Inhalt der afrikanischen Naturreligion in christlicher Sicht? Kann man darin einen Nährboden vermuten, auf welchem das christliche Leben intensiv gelebt werden kann? Was bringt das Christentum dem afrikanischen Kulturgut zusätzlich? Erhält etwa «muntu» als das innere Wachstum des Menschen seinen wahren Sinn und seine tiefste Bedeutung durch das Christentum? Solche Fragen können selbstverständlich nicht so ohne weiteres beantwortet werden. Für mich aber ist am Christentum das Wesentliche folgendes: Im Mittelpunkt steht die historisch einmalige Gestalt Jesu Christi. Dabei ist Jesus der Mensch gewordene Gott, d.h. Gott zeigt in ihm sein menschliches Gesicht. Jesus stellt dabei eine konkrete menschliche Person und keine Idee oder kein System dar. Er ist eine wirkliche menschliche Person, in der zugleich Gott selbst lebt. In Jesus Christus begegnet also Gott einerseits dem Menschen und macht andererseits seine eigene Wirklichkeit sichtbar. Gott, der damit den Menschen liebt, will nichts anderes als das Wohl des Menschen, d.h. wahre Menschlichkeit. So kann der Mensch nur von Jesus Christus her und durch den Glauben an ihn auch wirklich und wahrhaft Mensch werden.

Damit nun unterscheidet sich für mich das Christentum von anderen Religionen. Diese letzteren haben oft unterschiedlich große oder erhabene Stifter, welche meistens kaum noch etwas mit dem konkreten Leben zu tun haben, wobei wir offen lassen wollen, inwiefern die tatsächliche Verkündigung der christlichen Wahrheiten nicht auch immer wieder solchen Hypostasierungen verfallen ist und verfällt. Die Frage ist nun aber die, wie das Wesentliche des Christentums in anderen Kulturen aufzunehmen ist. Denn der christliche Glaube wird bei der Vielfalt der Kulturen dieser Erde wahrscheinlich nicht immer in der gleichen Weise verstanden und gelebt werden. Beispielsweise könnte man sich fragen, ob der wirkliche und wahrhaftige Christ nicht etwa dem Menschen der tiefsten Sehnsucht

seines «muntu» gleichkommt. Könnte man dem Afrikaner nicht sagen, daß aus seiner Sicht Jesus den vollkommenen «nsambi» und zugleich den wirklichen und wahrhaften «muntu» darstellt? Dieses sogenannte «Paradox» entspricht genau afrikanischem Auffassen der letzten Wirklichkeit. Solche Aussagen setzen allerdings voraus, daß man sich das afrikanische Kulturgut angeeignet hat und das für die Menschen besonders Wertvolle darin zu erkennen vermag. Ob man dies nun von den früheren Missionaren in Afrika behaupten kann? Wie hat sich die christliche Botschaft, wenn wir von der Arbeit der Missionare ausgehen, dem afrikanischen Menschen zugewandt?

Die Arbeit der Missionare

Von Anfang an betätigte sich im ehemaligen Belgisch-Kongo (1908–1960) eine relativ große Anzahl von Missionaren, wie es die folgende Tabelle¹ zeigt. Aus der Tabelle geht besonders hervor, daß es fast so viele Missionare in der belgischen Kolonie gab wie Beamte der Kolonialverwaltung. Die Zahl der Missionare überstieg sogar diejenige der Beamten in den Jahren 1939–1951.

Bevölkerung von Belgisch-Kongo, 1939 und 1950–1959²

Jahr	Weiße total	davon			Belgier	Einheimische Bevölkerung
		Missionare	Beamte	Private		
1939	25 209	3662	2205	19 342	17 536	10 304 000
1950	52 113	5072	3860	43 181	39 006	11 073 000
1951	57 930	5336	4261	48 333	44 028	11 332 000
1952	66 078	5501	5933	54 644	51 440	11 593 000
1953	76 764	5741	6200	64 823	59 978	11 789 000
1955	89 311	6276	7671	75 364	69 813	12 317 000
1958	109 457	7131	9382	92 944	86 736	13 175 000
1959	112 759	7557	8319	96 883	88 913	13 540 000

Die Missionare gehörten den verschiedensten religiösen Orden und Konfessionen an. Ihre Arbeit bestand im wesentlichen aus Evangelisation und Sozialarbeit. In beiden Bereichen haben Missionare dem afrikanischen Menschen ganz gewiß viel Gutes getan.

Die Evangelisation hat den afrikanischen Menschen oder Christen in erster Linie von einer gewissen Angst und Furcht, wie z. B. der weitverbreiteten Geisterangst, und von bestimmten Menschenopfern in den Gebieten, wo diese noch üblich waren, einigermaßen befreit. Es machte in diesem Sinn einen großen Unterschied in der Lebensauffassung, ob man als Christ oder Nichtchrist lebte. Als Christ hoffte man, zu einer bedeutend positiveren Einstellung zum Leben, im afrikanischen Sinne, gelangen zu können. In verschiedenen Gegenden zeigte sich daher die einheimische Bevölkerung den Missionaren gegenüber aufgeschlossen. Wo es die jeweils verbreitetste Umgangssprache gestattete, übersetzten die Missionare sodann die Bibel. Es kam schließlich zu Bekehrungen und zur Taufe, welche oft massenweise gespendet wurde. Auf den Missionsstationen nahm entsprechend nicht nur die Zahl der Schulkinder, sondern auch die der Erwachsenen, die sich zum Katechismusunterricht einschreiben ließen, ständig zu. Die Menschen hofften, einmal Christ geworden, ein anderes, d. h. intensiveres Leben führen zu können und waren dazu auch entschlossen.

Was die Sozialarbeit anbelangt, so leisteten die Missionare hauptsächlich im Bereich des Schulwesens und der Krankenpflege, oft mit viel Idealismus und Selbstaufopferung, ihren weiteren wichtigen Beitrag. Im Schulwesen hatte ihre Arbeit ein solches Ausmaß, daß ca. 70% der Primar-, Sekundar- und Berufsschulen, ebenso der Gymnasien bis zur Unabhängigkeit des

Landes in den Händen der katholischen und protestantischen Missionare lagen. Die Durchführung und Kontrolle dieser Schulen erfolgte jahrelang durch die entsprechenden Erziehungsorgane der Kirchen. Bei dem Gesundheitswesen spielte vor allem die medizinische Betreuung der Einheimischen auf den einzelnen Missionsstationen und in den sie umgebenden Dörfern eine große Rolle. Die Leistungen der Missionare und Missionsschwester in Spitälern zum Schutz der Bevölkerung gegen damals unzählige tropische Krankheiten waren beachtenswert. Sie trugen zu der Verbesserung des Gesundheitszustandes der Bevölkerung, aber auch zu deren Vermehrung (mit allen dazugehörigen Problemen) wesentlich bei.

Eine schwere Hypothek

Trotz ihrer bedeutungsvollen Arbeit haben die Missionare in Zaire eine schwere Hypothek entstehen lassen, die das Christentum in Afrika bis in die heutige Zeit belastet. Alle ihre Leistungen, die sie übrigens im Sinne einer «mission civilisatrice» aus dem Bewußtsein europäischer Kulturüberlegenheit vollbrachten, kamen den Afrikanern nur insoweit zugute, als sie ihre angestammte Lebensweise zunächst einmal aufgaben. Das galt nicht nur für die praktisch während der ganzen Schulzeit an die Mission gebundenen Kinder (weshalb sich viele Eltern weigerten, ihre Kinder dorthin «abzugeben»!): auch die Erwachsenen mußten, um die Taufe zu empfangen, ihr Dorf verlassen und einige Jahre auf der Missionsstation verbringen. Diese war eine ganze Siedlung mit ausgedehnten Wohnbezirken, die nach den Konzepten der Missionare (zum Beispiel Schulkinder zusammen, erwachsene ledige Männer bzw. Frauen zusammen usw.) angelegt waren und in denen der Tagesablauf wie in einem Internat eingeteilt war. Auf diese Weise evangelisierten die Missionare jahrzehntelang sozusagen an der afrikanischen Seele vorbei. Sie achteten kaum darauf, daß die Menschen, die sie an die christliche Botschaft zu binden suchten, Träger einer selbständigen Kultur waren. Trotz der Tatsache, daß lokale Bräuche, Sitten oder religiöse Kulturformen auf eine allgemeine Volksfrömmigkeit hindeuteten, wurden diese Bräuche nicht berücksichtigt, ja überhaupt nicht toleriert. Alle Elemente der afrikanischen Weltanschauung, einschließlich die menschlich-ethischen, galten von vorneherein als lauter Aberglaube, primitiv (unzivilisiert) und unbrauchbar.

Dem afrikanischen Menschen war ein solches negatives Urteil über das eigene Kulturgut nicht ohne weiteres einleuchtend. Die Leute ließen sich zwar taufen, aber in ihre Dörfer zurückgekehrt, wußten sie nicht, wie sie sich im Leben verhalten sollten und wie sie ihren christlichen Glauben mit der angestammten Lebensanschauung und deren gemeinschaftlichen Äußerungen vereinbaren sollten. Es kam zu inneren Konflikten, die die Menschen nicht bewältigen konnten. Die damit verbundenen Schwierigkeiten führten bei den einfachen Leuten dazu, daß sie das Christentum mit den Missionaren identifizierten, so daß es wenig brauchte, um darin alsbald – im Unterschied zu den eigenen religiösen Vorstellungen – die «Religion der Weißen» zu sehen. An einigen Aspekten wurde das besonders deutlich.

Was eine Kluft aufriß

► Die Grundsätze des Christentums schienen den Afrikanern weit entfernt von ihrem traditionellen Leben. Schon allein die Idee der absoluten Monogamie machte ihnen viel zu schaffen. Obwohl die Menschen von ihrem matrilinearen (mutterrechtlichen) System her keine ausgesprochene Vorliebe für Polygamie kannten, bedeutete jedoch Monogamie für sie, daß es für den eigenen Clan weniger Mitglieder und weniger Arbeitskräfte geben würde. Ein solcher Gedanke war für die Bantu, die vorwiegend Ackerbauvölker sind, unerträglich.

Zudem kam noch die Forderung von Seiten der Missionare hinzu, daß man das Christentum als Ganzes, d. h. mit allen Moralnormen und den damit verbundenen Konsequenzen für das praktische Leben, akzeptieren müsse. Geschah es dennoch, daß sich Christen nicht daran hielten und in die sogenannten «heidnischen» Sitten oder Bräuche des Dorfes zurückfielen, so mußten sie mit einem Strafgericht rechnen. Der Missionar tauchte unerwartet im Dorf auf, erkundigte sich über das Benehmen einzelner Christen und steckte bei den «Rückfälligen» die Hütte oder das

¹ Quelle: Institut National de la Statistique, *Annuaire statistique de la Belgique et du Congo Belge*, Bruxelles. Versch. Ausgaben.

² Die Tabelle enthält die Jahre 1954, 1956 und 1957 nicht, weil in diesen Jahren die Missionare, Beamten und Privaten nicht gezählt wurden.

Haus in Brand, vor allem wenn die Vermutung nahe lag, daß die Betroffenen etwas mit einem Fetisch zu tun hatten. Die Folge war, daß die Missionare in den Ruf von Polizeimethoden kamen, wie man sie von den Administratoren der Kolonialregierung gewohnt war.

► Die innere Annahme des Christentums erschwerten zusätzlich bestimmte, für den Afrikaner kaum verständliche Vorstellungen und Begriffe wie Dreifaltigkeit, Hölle usw., welche in der religiösen Vorstellungswelt des Afrikaners als solche nicht vorkamen. Seine Reaktionen hörten sich dann manchmal wie folgt an: «Wenn es in der Hölle Feuer gibt, dann wollen wir nach dem Tod lieber dorthin gehen, wo wir unser Feuer haben, als in einen kalten Himmel, wo es kalt wie in der Trockenzeit ist.» Doch am häufigsten stellte man sich Fragen wie diese: «Warum wird unser Ahnenkult nicht toleriert, wenn zugleich dort in der Kirche Heilige um Hilfe angerufen werden, die doch auch Menschen waren?» Und so weiter.

► Schwerwiegend war es, wie durch Absonderung die Familienbindungen zerrissen wurden. Wir sahen schon, daß sich der erwachsene Taufbewerber bis zur Taufe einige Jahre in einer Missionsstation aufhalten mußte. Dort hatte er täglich außer dem Unterricht im Katechismus bestimmte Arbeitsleistungen zu erbringen. Diese erfolgten ohne Entgelt und wurden damit begründet, daß sie der finanziellen Selbsterhaltung der Mission dienten. (Offensichtlich eine Form von Ausbeutung, parallel zum Vorgehen und den Interessen der Kolonialherren.) Aber auch nach der Taufe durfte sich der «neue Christ» nicht mehr in die Dorfgemeinschaft reintegrieren, da diese als «heidnisch» galt. Man gründete für diese Christen im Dorf ein Sonderquartier, «Mamwula» genannt, wo sie zusammenleben mußten. Dort hatten sie gemeinsame Morgen- und Abendgebete zu verrichten und – bei Ankunft des Missionars im Dorf – am Sonntagsgottesdienst teilzunehmen.

Solche Absonderungen, abgesehen von den rein menschlichen Härten, widersprachen ganz sicher der biblischen Forderung, Salz oder Ferment zu sein. Denn statt der Durchdringung der Dorfgemeinschaft mit dem neuen Geist, ergab sich infolge dieser Maßnahmen eine überhebliche Sonderstellung der Mamwula-Bewohner unter Geringschätzung der übrigen Dorfbewohner, sogar bezüglich des Mensch-Seins: parallel dazu stellte man auf der kolonialpolitischen Ebene ein ähnliches Phänomen in den Städten fest, und zwar mit den sog. «immatriculés», d.h. den an die europäische Kultur assimilierten Einheimischen, die somit als «bessere Leute» eingestuft waren.

► Auch die obligatorischen Kirchensteuern sind noch zu erwähnen. Jeder erwachsene Christ hatte sie jährlich zu entrichten, und zu diesem Zweck hatte er ein Kirchensteuerbüchlein, in welchem die erfolgten Einzahlungen regelmäßig eingetragen wurden. Waren die Einzahlungen nicht getätigt worden oder ausgeblieben, so gab es bis zur nächsten Zahlung keine Sakramente, d.h. keine Beicht und Kommunion mehr.

Wegen solcher und ähnlicher Fakten, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, ergab sich um die Zeit der Unabhängigkeitserklärung (1960) folgendes Bild: Man stellte allgemein den allmählichen Untergang der altafrikanischen religiösen Anschauungen fest. Sie blieben nur noch unter einem Teil der Dorfbewohner intakt. Hinsichtlich des praktischen Lebens im Dorf wurde andererseits klar, daß die Missionare, gemessen an ihrem religiösen Auftrag, offenkundig und kläglich versagt hatten: die Christen in den Mamwulas waren keine besseren Menschen mit einem höheren «muntu» geworden. Als dann die politische Unabhängigkeit Wirklichkeit wurde, sah man in der «Hochreligion» der Missionare die Importreligion aus der Kolonialzeit. Diese Lage bedeutete ein religiöses Vakuum, das für das Christentum in Afrika schwerwiegende Folgen haben mußte.

Man beobachtete zunächst eine zunehmende Zahl von «Gesellschaftschristen». Für diese gehört es lediglich immer noch zum guten Ton, einer Kirche anzugehören, und es war wie ein gesellschaftliches Ritual für sie, sich am Sonntagvormittag nach dem Gottesdienst mit Freunden, Bekannten oder sonst irgendeinem zu treffen, um sich stundenlang über alles mögliche zu unterhalten. Vielleicht bedeutete Christ-Sein für sie früher, wo sie noch im Schulalter waren, die Möglichkeit, in der Mission überhaupt eine Ausbildung zu bekommen. Aber solche Zeiten hatten sie nun längst hinter sich. Denn heute fördert der Staat selbst mehr und mehr die Ausbildung und damit dürfte für sie, als Christen, eine gesellschaftliche Vorzugsstellung verloren gegangen sein. Außerdem tritt die Tat-

In der nächsten Nummer ...

...veröffentlichen wir den ausführlichen Bericht eines Missionars in Kamerun:

«Warum ich Diendoné geheilt habe»

Ein junger Afrikaner wünscht von den üblen Geistern, die ihn plagen, durch den Segen des katholischen Priesters befreit zu werden. Der Priester verspürt einen inneren Widerstand, dem Verlangen des Jungen und seines Vaters nachzugeben. Er will nicht «Magier» sein und beginnt seine eigenen «Geister» zu prüfen. Er läßt sich die Vorgeschichte erzählen und bringt den Jungen und seine Familie dazu, alle früheren Heilungsversuche zu wiederholen und darüber Rechenschaft zu geben... So treten nacheinander der Heiler in der Stadt, der Heiler im Dorf und der Psychiater ins Blickfeld, aber auch die geheimnisvolle «Madame» in Paris, von deren «Briefen» der Junge Unheil fürchtete, wird aufgestöbert. Zuletzt sieht sich aber doch wieder der Priester gefordert. Der Junge verspricht sich die Heilung vom Katholischwerden: wird da «Bekehrung» nicht verfälscht?

Dieses Zeugnis eines heutigen Missionars ...

...worin ethnologische, psychologische und theologische Erkenntnisse sowie der Aufeinanderprall von Tradition und Moderne, Aberglaube und Glaube existentiell verarbeitet werden, hat unser Chefredaktor als Frucht persönlicher Begegnungen aus Kamerun mitgebracht. Es scheint uns das Interesse nicht nur unserer Leser, sondern weiterer Kreise zu verdienen und sich zur Behandlung in höheren Schulen und in Arbeitskreisen zu eignen.

Bestellungen zum voraus ...

...ermöglichen uns eine Erhöhung der Auflage und sollten deshalb möglichst sofort, spätestens bis 24. September bei uns eintreffen. Wir können dann einen «Subskriptionspreis» von sFr./DM 1.30, öS 8.— (ab 10 Expl. sFr./DM 1.—, öS 6.—) offerieren. Zu gezielten Werbekaktionen (vgl. letzte Seite!) geben wir die gleiche Nummer, zusammen mit (allenfalls spezifisch gewünschten) früheren Ausgaben auch gratis ab.

Administration Orientierung
CH-8002 Zürich, Scheideggstraße 45
Telefon (01) 36 07 60

sache hinzu, daß gerade die Gebildeten in der «zivilisierten Welt» sich noch äußerst kritisch gegenüber der Kirche oder der Religion überhaupt verhalten. Es scheint, daß man heute eher an die Wissenschaft und deren Errungenschaften «glaubt» und daß im gleichen Maß der religiöse Glaube abnimmt.

Bildung afrikanischer Sonderkirchen

Andererseits gab es Menschen, die religiös, aber afrikanisch glauben wollten. So entstanden unabhängige afrikanische Kirchen und Sekten. Diese zeigten für einen großen Teil der Afrikaner bestimmte Vorzüge.

Einer davon war zunächst die eigene Leitung der Kirche. Diese übernahmen nun Einheimische und nicht mehr Missionare. Denn man war ja schließlich politisch selbständig geworden, und so mußten auch die Kirchen unter afrikanischer Leitung stehen. Einen weiteren Vorteil sah man bei den neuen Gemeinschaften darin, daß man nun versuchen konnte, die eigenen angestimmten religiösen Vorstellungen zu «sublimieren» oder zumindest in die religiösen Konzepte des

Christentums hineinzunehmen. Schließlich bestand ein weiterer Vorzug darin, daß man die Sozialarbeit für einen größeren Teil der Bevölkerung noch weiter ausbauen konnte. Es standen dabei Aufgaben wie Unterricht, Schulhausbau, Kurse für Erwachsene und gegenseitige Hilfe im Vordergrund. Ein besonderes Beispiel dazu liefert in Zaire der «Kimbanguismus», der übrigens vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf als eine afrikanische Kirche anerkannt worden ist.

Die afrikanischen Sonderkirchen und Sekten üben auf die Masse der Bevölkerung große Faszination aus. Sie erscheinen weniger legalistisch als das orthodoxe Christentum der Missionare, sind toleranter und pragmatischer. Es wird einiges akzeptiert, was früher verboten war, beispielsweise der Umgang mit übernatürlichen Kräften, wobei man allerdings auf die Hierarchie der Kräfte auch zu achten versucht. Dabei sei dahingestellt, ob der christliche Gehalt dabei nicht allzusehr verdrängt oder gefährdet wird: man muß aber jedenfalls den Kimbanguisten bezeugen, daß schon ihr Gründer, Simon Kimbangu (1889–1951), sich einer Vermischung des Christlichen mit allen möglichen afrikanischen Riten (z.B. ekstatischen Tänzen) erfolgreich erwehrt hat, und daß, wie damals, im Gegensatz zu der Bewegung der «Nzugisten», auch heute eine sehr bewußte Distanz zur «Politik» gehalten wird.

Kulturrevolution

Schließlich findet heute im politischen und allgemein gesellschaftlichen Bereich eine Kulturrevolution statt. Sie trägt den Namen «Authenticité» (Echtheit/Ursprünglichkeit) und fordert die Rückkehr zur eigenen afrikanischen Kultur und den eigenen Werten.

Kurzfristig soll zunächst der Einfluß der Missionare auf die breite Masse der Bevölkerung abgeschwächt werden. Auf lange Sicht soll neben der Staatsgesinnung den althergebrachten Normen menschlichen Verhaltens in der Gemeinschaft sowie Sittenregeln, die das alte Afrika von seiner eigenständigen Weltanschauung her entwickelt hatte, größere Bedeutung zukommen. Das heißt, es sollen Werte des menschlichen Zusammenlebens als «authentisch afrikanisch» ins Bewußtsein der Leute gebracht werden, die durchaus auch einer christlichen Motivation zugänglich sind. Anders gesagt: Die Tendenz geht dahin, daß das, was die Afrikaner als wirklich ethisch wertvoll und hochstehend ansehen, in Gegensatz zu der von den Missionaren gebrachten Religion gestellt wird: zum Bei-

spiel Solidarität und gegenseitige Hilfe (freiwillige Dienstleistungen in der Sippe), Achtung vor jedem älteren Menschen, Anerkennung von Lebensweisheit und Gerechtigkeit bei denen, die sich dadurch Autorität in Sippe und Dorf errungen haben. Von all dem erwartet man sich ja bewußt oder unbewußt eine höheres Muntu, wie man es früher von der Bindung an die Mission erwartet hat.

Schlussbemerkung

Vor allem in der Kolonialzeit war das Verhältnis zwischen dem Christentum und der afrikanischen Naturreligion, aus der Sicht der Arbeit der Missionare, eher ein Gegenüber von wahrer Lehre und Aberglaube als etwa eine kulturelle Partnerschaft. Aus kultureller Sicht dominierte das abendländische Element. Das Christentum bot man im Rahmen der kolonialen Schulprogramme vorwiegend als eine Art kultureller Erziehung dar, die zum Wesen der westlichen Zivilisation gehörte. Der Missionar verstand dann seinen historischen Auftrag, wie wir sahen, als «mission civilisatrice», im Sinne von zivilisatorischer Eroberung «zurückgebliebener» Völker. Folglich mußte auch der «Erfolg» der Evangelisierung, so sah es zumindest aus, von den «Eigenleistungen» des Missionars, die nicht immer mit den Idealen des Evangeliums zusammenhängen, unmittelbar abhängen.

Im Gegensatz dazu entdecken wir erst heute die eigenständigen Elemente im Kulturgut der Afrikaner mitsamt ihren religiösen Werten. Diese anzuerkennen braucht aber nicht zu bedeuten, der afrikanischen Naturreligion den Anspruch einer neuen Erlösungsreligion zuzuschreiben und sie um jeden Preis im Zeichen des nachkolonialen Zeitalters so wiederzubeleben, als könne man das Rad der Geschichte zurückdrehen. Es gilt vielmehr alle Bestrebungen zu unterstützen, die die reale Situation, wie sie aus den äußeren Entwicklungen und den seelischen Befindlichkeiten entstanden ist, zu bewältigen suchen.

Meine persönliche Überzeugung ist es, daß das echte Christentum, das heißt der Glaube an Jesus Christus, abgesehen von alldem, was er im Lauf der Jahrhunderte unter den verschiedenen Völkern an einzelnen Kulturwerten hervorgebracht hat, dem Menschen einen einzigartigen Stellenwert gibt. Dies aber liegt auch in der Tradition des afrikanischen Muntu. Bildet somit die Verbindung von beiden nicht eine überaus hoffnungsvolle Chance für die Menschheit?

Ayingol Mbakar, Zürich

REUELOSIGKEIT UND EHRE

Drei Frauengestalten auf Heinrich Bölls Weg durch die Institutionen.

Heinrich Böll hat die Leser seiner Romane und Erzählungen stets mit einem katholisch geprägten Szenarium konfrontiert, und immer war das Christliche problematisches Element seiner poetischen Welt. Institutionenkritisch von Anfang an, hat sich mit fortschreitender Radikalisierung der Kritik eine Sublimierung des Christlichen, eine Konzentration auf das Liebesgebot vollzogen. Deshalb hat die rabiateste Auseinandersetzung mit der «Amtskirche», der Roman «Ansichten eines Clowns» von 1963, zwar manchen katholischen Leser verletzt, andererseits sind es gerade katholisch interessierte Rezensenten gewesen, bei denen dieses Buch die nachdrücklichste Zustimmung gefunden hat. Eine voriges Jahr in Zürich erschienene Studie «Heinrich Böll – eine (christliche) Position?» untersucht das Werk bis hin zum «Clown» und bejaht die Themafrage überzeugend.

Bölls 1971 erschienener Roman «Gruppenbild mit Dame» ist unter der Frage «Neue Religion der Sinnlichkeit?» in Innsbruck besprochen worden. Dieser Titel läßt die Meinung er-

kennen, die Religiosität der Weltsicht sei unbezweifelbar, die Frage nach dem Christlichen aber prekärer geworden. Die Antwort fiel ambivalent aus: sieht man das «Genie der Sinnlichkeit», Bölls Heldin Leni im Kreis ihrer kleinen Kommune, zusammen mit Herbert Marcuses Vorstellungen von der politischen Dimension der Sinnlichkeit oder vergleicht man sie mit dem Leitbild geheilten «realen» Menschseins in therapeutischen Schulen der Wilhelm-Reich-Nachfolge, so illustriert sie geradezu den neuen sozialen Heilsglauben. Leni, Lev und Boris, denen Böll sein Buch widmet, als gäbe es sie außerhalb des Buches (konkrete Utopie!), erscheinen dann als die heilige Familie einer Religion emanzipatorischer Sinnlichkeit. Andererseits weisen Kontrastfiguren des Romans auf die Unvollkommenheit der menschlichen Natur hin. Böll hat die Fragwürdigkeit menschlicher Selbsterlösung mitgestaltet, das unterscheidet ihn von neuen Heilslehrern. Mit der Sinnlichkeit ist nicht der Punkt entdeckt, aus dem die Welt heil wird. Allerdings wird ihr für die solidarische Ordnung der mensch-

lichen Beziehungen mehr zugetraut als dem Verstand: vielleicht könnte Gott, der der Ratio als Garant der Wirklichkeit verloren ging, als Garant der Liebe im Gefühl wiedergefunden werden und ein Stück Welt zurückgewinnen. So gesehen, holte der Roman den in der christlichen Tradition unterbewerteten Bereich menschlicher Sinnlichkeit in ein weltfrommes Leben zurück und trüge bei zum Freilegen und Beleben der alten christlichen Liebesreligion.

Weit über konfessionelle Grenzen hinweg hat dieser Roman positives Echo gefunden, und noch einmal konnten Christen im exemplarischen mitmenschlichen Verhalten der Heldin Geist von christlichem Geist in der Humanität dieser Romanwelt finden.

In der Erzählung «Die verlorene Ehre der Katharina Blum» von 1974 ist solcher Geist nicht mehr zu erkennen. Nicht, daß Katharina jemanden umbringt, ist dafür entscheidend, sondern daß sie tötet und reuelos bleibt, während der Autor ihr die Sympathie für eine positive Heldin sichert.

Die Erzählung hat unterschiedliche Beurteilung erfahren. Kritiker großer deutscher Zeitungen halten sie für künstlerisch wenig gelungen, in der Neuen Zürcher Zeitung las man Zustimmung, The Times Literary Supplement rühmte nicht nur «superior literary powers», sondern ausdrücklich die «humanity» des Autors dieser Erzählung. – Muß man aus einem Ostblockland kommen, um für die Inhumanität der Erzählung empfindlich zu sein?

«Gruppenbild mit Dame» ist wohl der Gipfel eines bisher überschaubaren ideellen und künstlerischen Weges. Was konnte danach kommen? Böll selbst fühlte sich vom Magdalena-Topos der «Margret, die draufgeht» zum Weiterschreiben gereizt. Stattdessen hat er eine Katharina erfunden, die jemand anderen draufgehen läßt. Mit der Heldin des «Gruppenbildes» hat sie ein Kennzeichen gemeinsam, das auffallend ist, weil es nur in negativer Form genannt werden kann und zur Charakteristik einer Person selten gebraucht wird: Reuelosigkeit. Auch der Ehrenpunkt, der für die Katharina-Erzählung thematisch wird, erfährt im Leni-Roman eine pointierte Behandlung.

Im folgenden wird versucht, an drei zentralen Frauengestalten aus den letzten Erzählwerken Bölls unter dem Gesichtspunkt der Institutionen und unter den Stichworten «Reuelosigkeit» und «Ehre» eine Problemwicklung im Böllschen Schaffen nachzuzeichnen, die Konsequenz zu haben scheint.

Marie, Partnerin des Clowns

Katharina hat schon früh die kirchliche Institution konfliktlos verlassen, Leni lebt in naiver Souveränität unabhängig in ihr, Marie flieht aus konfliktreicher Distanz zu ihr in sie zurück. Marie, die Partnerin des Clowns, ist die letzte mit Sympathie gezeichnete Zentralgestalt, die ein positives Verhältnis zu den Institutionen hat. Freilich ist nicht sie «Held» des Romans, sondern der Clown, der eben dieses Verhältnis kritisiert. Diese Kritik haben gerade die Interpreten differenzierend verschärft, welche den Roman aus katholischem Interesse verteidigten. Sie glaubten, in dem Protestanten Schnier den substantielleren Katholiken zu erkennen. Seine subjektive Sicherung der Liebe im Gefühl schien den Begriff der Unauflöslichkeit, den die katholische Sakramentenlehre an das «consummatum» der Ehe knüpft, mehr zu erfüllen als die ausbrechende Marie, die auf das «ratum» der Einwilligung vor dem Priester, die objektiv-institutionelle Sicherung in einer unauflöslichen Ehe, nicht verzichten mochte.

Wenn im folgenden versucht wird, Marie gegen ihre Kritiker zu verteidigen, so wird zugleich das Geschöpf des Dichters Böll gegen den Råoneur in Schutz genommen. Der Clown sagt, daß Marie, obwohl sie nahe daran war, ihn nie ganz verstanden hat. Haben aber Clown und Autor sie ganz verstanden? Obwohl der Autor, nahe daran, ihre sterbende Liebe

zur Erscheinung bringt, findet sich keine Stimme, die ihrem Handeln gerecht wird. Maries Abhängigkeit von der Institution, die die kirchliche Trauung verlangt, mag Mangel an Wagnis sein, sich der Leitung seines Verstandes ohne fremde Hilfe zu bedienen. Sie hat die reformatorische Emanzipation des Subjekts von der Kirche, die praktische Unmittelbarkeit des Gewissens zu Gott, nicht vollzogen. Aber was war denn die humane säkulare Substanz jenes katholischen Glaubens an die Kirche, für die der Clown – und das ist die Grenze seines Verstehens – unempfindlich ist? Schutz vor Willkür, aus dunklem Wissen um die (erst nach der historischen Aufklärung entdeckte) Interessenstruktur des subjektiven Einsehens und Wollens. Objektiver Schutz, der vor allem in Hinsicht auf Kinder, die aus der subjektiven Liebesbeziehung entstehen können, wünschbar ist. An diesem Schutz, den die Institution repräsentiert, hält die stärker darauf angewiesene Frau instinktiv fest. Der aufgeklärte Clown kämpft verständnislos und verzweifelt gegen ein Gefühl, das seine Vernunft hat. Weniger Råonnement und mehr Liebe hätten das Gefühl erfüllen, weitergetriebene Aufklärung hätte es aufklären, ihm gerecht werden und sich dann, notfalls, davon emanzipieren können. Der Aufgeklärtere muß den weniger Aufgeklärten verstanden haben, bevor er sich ihm verständlich machen kann. So verweigert der Clown Marie ohne Not, was sie braucht. Wenn das Verkommen des «von Natur monogamen» Clowns die Angewiesenheit des Menschen auf die subjektive Gefühlsbindung und private Treue repräsentiert, so zeigt Maries Nicht-mehr-lieben-Können, daß der Mensch «von Natur» auf dauerhafte Sicherung in transsubjektiven Institutionen angewiesen ist.

Der Dichter zeigt mit der Katholikin Marie eine Gestalt geringerer Aufklärung, aber größerer humaner Substanz, als ihr protestantischer Kritiker erkennt. Indem der Dichter Maries sterbende Liebe glaubhaft macht, wird er ihrem Katholizismus künstlerisch mehr gerecht als dem Protestantismus der Hauptgestalt. In dem Clown råsoniert denn auch kein Protestant, sondern ein Katholik in seiner – hinsichtlich der Kirche und der Sakramente – reformatorischen Phase.

Leni, Genie der Sinnlichkeit

In «Gruppenbild mit Dame» hat Böll das Feuerbachsche Stadium der Aufklärung seines Katholizismus erreicht. Das wird am Schluß deutlich bis zur Anschaulichkeit. Erinnern wir uns an das Bild, mit dem der Roman den Leser entläßt. Schon früher wurde erwähnt, daß Leni «keine Schwierigkeiten mit der Metaphysik» hat, daß Umgang mit der Jungfrau Maria ihr «selbstverständlich» ist, daß diese ihr fast täglich auf dem Fernsehschirm erscheint, und die letzte Bemerkung blieb rätselhaft in einer Romanumgebung, die zwar von Glauben wie Unglauben an Wunder berichtet, nicht aber Wunder darstellt. Nun die verblüffende Auflösung im kurzen Schlußkapitel: Klementina entdeckt, daß Leni selbst es ist, «sie selbst... die da auf Grund noch zu klärender Reflektionen sich selbst erscheint.» Es bedarf nicht des Winks der Schreibweise von «Reflektionen», um zu verstehen, daß Leni sich in der Mattscheibe spiegelt. Diese Erklärung ist tatsächlich «platter als Druckerschärze erlaubt». Aber warum läßt Klementina ihr diese platte Aufklärung nicht zuteil werden? Nur in der Rolle der Nichtaufgeklärten kann die Leni-Figur in einem mehr als banalen Sinne aufklären. Wen? Klementina und uns, die Leser. Die Leni vor dem Fernsehschirm ist bildgewordene Feuerbachsche Philosophie, nach der die Religion «das Verhalten des Menschen zu sich selbst (ist) oder richtiger: zu seinem Wesen als zu einem anderen Wesen». – Feuerbach haftet noch weitgehend als religionzerstörender Aufklärer im historischen Gedächtnis. Es ist aber gerade um das Erscheinungsjahr des Romans, daß der Sensualist Feuerbach von Philosophen und von Theologen beider christlicher Kirchen wiederentdeckt wird, der Sensualist, der daran er-

Serie Piper:

Hans Küng

20 Thesen zum Christsein

Küng hat das, was ihm für christliches Denken und Handeln in unserer Zeit wichtig erscheint, in 20 Grundthesen zusammengefaßt und knapp erläutert. Das Buch ist zugleich eine Arbeitshilfe für Diskussions- und Arbeitsgruppen, in Religionsunterricht, Erwachsenenbildung und Studium.

In jeder Buchhandlung. DM 6.–

innert, daß nicht der Kopf, sondern das Herz, das wünschende, sehende, hoffende menschliche Herz die Instanz ist, wo sich das religiöse Bewußtsein formt und reformiert. – Ein Leser, der vor dem Schlußbild des Romans nur so weit kommt zu sehen, daß Leni sich selber sieht, ist selbst naiv; seine Reflexion erreicht nicht die religiöse Dimension der Leni, die da anschaulich wird, indem des Verfassers kluge Klementina ihr über die Schulter blickt und etwas zu staunen und zu klären findet. «Die Religion ist das... indirekte Selbstbewußtsein des Menschen», sagt Feuerbach – ein einzelnes direktes erreicht nicht ihr Niveau.

Als Genie der Sinnlichkeit repräsentiert Leni deren unegoistische, überindividuelle Dimension, so daß man diese Sinnlichkeit auch mit «Liebe» oder «Fühlen» zutreffend übersetzt. Man kann sich das von Feuerbach erläutern lassen, der «Sinnlichkeit» als zentrale Kategorie in die deutsche Philosophie eingeführt hat. «Wir fühlen nicht nur Steine und Hölzer, nicht nur Fleisch und Knochen, wir fühlen auch Gefühle, indem wir die Hände und Lippen eines fühlenden Wesens drücken...» Feuerbachs Sensualismus nimmt Erkenntnisse vorweg, die für die neue Entwicklungs- und Lernpsychologie grundlegend geworden sind: daß sich «nur im Blick des Menschen in den Menschen das Licht des Bewußtseins und Verstandes» entzündet, daß insofern «die Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen» «das erste Prinzip und Kriterium der Wahrheit und Allgemeinheit» ist.

Der dominante Gesichtspunkt, unter dem in der Welt des Romans die Menschen, ihr Zusammenleben, ihre Erfahrungsmöglichkeiten angesehen werden, ist eben diese Sinnlichkeit, die so materiell wie geistig ist und von der Feuerbach sagt, daß allein sie uns «in den universalen Konflux der wirklichen Dinge» versetzt. Leni repräsentiert sie vorbildlich. Daß ihre «Handauflegung» die einsamen Männer, die durch sie ihres Mangels inne werden, heilt, daß ihr Kuß dem so wenig fühlfähigen, aber seine Defizienz empfindenden Pelzer wohl tut, daß sie sogar einen Exponenten ihrer Gegenwelt anzuziehen vermag: diese Züge gehören stärker als der empirischen Leni dem «statuarischen» Modell der Sinnlichkeit zu und bezeugen die Hoffnung, daß von sinnlicher Liebe geleitetes richtiges

Leben unmittelbare Überzeugungskraft auch für fernere Nächste hätte.

Dem «statuarischen» Modell Leni ist die mehrfach erwähnte Reuelosigkeit zuzuordnen; sie wird begreiflich als Konsequenz einer Moral, die der Sinnlichkeit eigen ist. Das wird deutlich an der Affäre Pfeiffer: Leni gerät in einer Tanz-Nacht momentan an den Falschen. Der Verfasser notiert Lenis Reuelosigkeit mit Erstaunen, gleichwohl mit Zustimmung. Es gehört zum vollen Gegenwartsbezug von Handlungen aus sinnlichem Impuls, daß man momentan tun kann, was unter dem Gesichtspunkt von Dauer gesehen «sich vergessen» heißt. Aber eine der Sinnlichkeit zugehörige Moral läßt dem spontan liebevollen Moment sein Recht und seine Integrität auch aus der Distanz des nicht mehr liebevollen späteren. Wieso nur braucht der Verfasser die konventionellen Bewertungen «Fehltritt», «Dummheit», «Leni verläßt den Pfad der Tugend»? Als ironische Zitate sind sie scheinbar auf das «Sich-Vergessen» gewendet, eigentlich ist die Heirat gemeint. Vor einer Moral der Sinnlichkeit wäre in diesem Fall die Heirat zu rechtfertigen, sofern sie etwas nur momentan Gültiges dauerhaft gültig macht. Warum aber bereut Leni auch die Heirat nicht? Hier rettet nur die Infallibilität des Ideals, hier rettet nur das Modell Leni die individuell-lebendige Leni: sie «ahnt» (und ideale Sinnlichkeit ahnt unfehlbar richtig), daß Pfeiffer fallen wird. Leni braucht sich dem Drängen auf Heirat nicht zu widersetzen, weil sie für die Sinnlichkeit keine gravierenden Folgen haben wird. Dieses Verhalten bezeugt keinen besonderen Respekt vor der Ehe als solcher; andererseits ist der Leni ganz natürlich, daß eine Liebe, die Dauer und Kinder will, die institutionelle Form sucht. Das vollkommene Glück ihrer Liebesgeschichte mit Boris verwirklicht sich dem Geiste des Ehesakramentes nach, «sie hätte ihn auch geheiratet», wenn die dunkle Zeit es zugelassen hätte. Gegen eine kirchliche Wiederholung der Taufe ihres Sohnes wehrt sie sich nur, weil sie die selbstverständlich gespendete Nottaufe ernst nimmt. Um später den Segen ihrer Verbindung zu dem Türken Mehmet zu bekommen, schließt sie einen Übertritt zum mohammedanischen Ritus nicht aus. Leni lebt nach dem Kompaß ihrer Sinnlichkeit mit den gewachsenen Institutionen und Riten ihrer Kirche weithin konfliktlos. In jedem Konflikt allerdings zeigt sich ihre Unabhängigkeit, nicht von Ritus und Institution, sondern von einer ausschließlichen Form. Sie erfindet Riten, wo die vorhandenen ihre Sinnlichkeit enttäuschen. Preis und Dank für das «Brot des Lebens» entrichtet sie mit jedem Morgenmahl.

Leni ist naive Repräsentantin einer zeitgenössischen religiösen Tendenz. Der amerikanische Theologe Harvey Cox formuliert ihren Universalismus wie Partikularismus, wenn er die eigenen Bestrebungen auch bei anderen Autoren erkennt, die je ihre religiöse Tradition im Dienst menschlicher Erfüllung auf Erden fruchtbar zu machen suchen: «Ich habe stets versucht, die Stimme des Geistes nicht mit den besonderen Formen gleichzusetzen, in denen diese Stimmen gesprochen haben – ein Fehler, den die Dogmatiker aller Glaubensrichtungen machen. Aber ich habe auch versucht zu vermeiden, daß die Bedeutung der konkreten Gestalt, die der Geist angenommen hat, herabgesetzt wird – ein Irrtum, dem die... Gnostiker aller Zeiten erlegen sind.» Die kritische Frage, die Theologen heute im Blick auf jede religiöse Idee, Bild oder Institution, stellen sollten, lautet nach Cox: «Wie wirkt sie konkret, was tut sie für oder gegen die Befreiung? Die Wahrheit einer Lehre sollte nicht nur definiert werden durch das Maß ihrer Übereinstimmung mit früheren Formulierungen, sondern durch ihren Beitrag zur Befreiung von Banden (Exodus) und zu neuem Leben (Ostern).» Lenis Moral besteht die Prüfung auf dieser «Exodus-Oster-Waage», Katharinas nicht.

Die künstlerische Struktur des Romans ist in der Figurenkomposition nach Ähnlichkeit und Kontrast analysierbar, und

wenn man die Romanwelt unter der Dominanz der Sinnlichkeit vollständiger charakterisieren wollte, müßte man den Stellenwert auch der unglücklichen Kontrastfiguren zu Leni mitbedenken, der Freundin Margret und des Bruders Heinrich. Heinrich hat so einseitig vom Geist gelebt wie Margret aus einer barmherzigen Sexualität. In der perversen Kriegswelt, die die Werke des Geistes papieren und unwirklich erscheinen läßt, kann dieser Faust nur Erlösung finden, indem er alles strebende Bemühen aufgibt. Sein demonstrativer Tod ist sinnliches Zeugnis für den menschlichen Geist. Margret, die an der Scham über schamloses Gerede einer pervertierten Sinnlichkeit stirbt, zeugt damit für den Geist menschlicher Sinnlichkeit. Unter dem Aspekt dieser Sinnlichkeit erreichen Heinrich und Margret nur zusammen Vollkommenheit. Ein einziges Mal finden sie sich in der Liebe, die sich als «Freude» zeigt (Feuerbach: «Gott ist nichts als die ununterbrochene Freude als Wesen»). Mit diesen beiden Gestalten vor allem ist auf die Unverfügbarkeit des Glücks und des Heils, auf die Bedingtheit und Unvollkommenheit der Welt und der menschlichen Natur hingewiesen, die die Anmut des Ideals nur selten erscheinen läßt und die Würde heroischer Lebensformen nötig macht.

Katharina, Beelzebub der Gewalttätigkeit

In der Erzählung «Die verlorene Ehre der Katharina Blum» sind christliche Vorstellungen nicht säkularisiert, sondern so partikular geschrumpft, daß die transzendente Dimension des Religiösen überhaupt verloren ist. Der säkulare Gehalt des Erlöserglaubens ist in einer individuellen glücklichen Liebesgeschichte nicht erschöpft. Für eine solche wird hier die biblische Formel von dem, «der da kommen soll», verbraucht. Auf seiner Schwundstufe scheint das Religiöse in einer rein immanenten Pseudoreligion aufzugehen, und seine Spuren legen die Frage nahe: Meint der Autor, daß von einem solchen «Götten» (Name!) und seiner schießenden Heiligen Katharina das Heil in eine heillose Gesellschaft kommt?

Daß die Heldin aus einer Institution ausgetreten ist, die transzendente Heilshoffnung verheißt, ist konsequent und zeichnerhaft. Es hatte denselben Grund, wenn Leni unabhängig von Kirche und Recht handelte und wenn sie in deren Grenzen verblieb: als Ideal hat sie die in den Institutionen gespeicherte menschliche Vernunft in sich selbst. Katharina bringt Unheil über andere, indem sie außerhalb der Rechtsinstitution handelnd ihr begrenztes Heil findet. Die pseudoreligiöse Verklärung solchen Handelns macht die Moral dieser Geschichte auch mit einem demokratisch-evolutionären Staatsverständnis unvereinbar.

Der Erzähler in Schillers «Verbrecher aus verlorener Ehre» identifiziert sich nicht nur verstehend mit dem Verbrecher, sondern grundsätzlich auch mit der Institution, die ihn verurteilt. Gerade deshalb weckt er das für seine Zeit neue Verständnis für den Täter und für die Mitschuld der Gesellschaft und wirkt für die Verbesserung der Rechtsinstitution. In der Konsequenz der Schillerschen Schrift lag die Abschaffung der Todesstrafe. In der Konsequenz des Böllschen Lehrstücks läge ihre Wiedereinführung als heroische Privatjustiz.

Nicht schon durch ihre Gewalttat wird Katharina zu einer erschreckenden Gestalt, wie übersteigert (und wie unwahrscheinlich für eine so praktisch-vernünftig gezeichnete Person) sie auch ist. Erst das ausdrücklich hervorgehobene Merkmal der Reuelosigkeit (ebenso unwahrscheinlich für einen als sensibel gezeichneten Menschen) macht die Totschlägerin entsetzlich. Es gibt in der Erzählung keine Stimme, die dieses Entsetzen artikuliert. Fixiert auf die gewissenlose journalistische Rufvernichtung, scheint der Erzähler kein Entsetzen mehr übrig zu haben für die unvergleichlich schlimmere Lebensvernichtung, die mit gutem Gewissen erfolgt. Hier wird nicht nur der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben, hier wird Beelzebub heiliggesprochen. Durch ihre Reuelosigkeit

erhebt Katharina Anspruch auf Gerechtigkeit ihrer Gewalttat, und der Autor sanktioniert das, indem er die Reuelose zur positiven Heldin macht. Das gelingt ihm durch Ausblendung. Unbestimmt bleiben die Gewalttaten Götters, die doch jene journalistische Hetzkampagne allein motivieren, und ausgeblendet wird die Menschlichkeit des Opfers von Katharinas Gewalttat. In der Darstellung flach wie ein Pappkamerad und im Rasonnement als «richtiges Schwein» deklassiert, kommt es als Mensch gar nicht in den Blick und kann abgeschossen werden, ohne das Publikum aufzuregen.

Es gibt Lehrstücke, bei denen sich der kritische Leser aus der Steuerung durch den Autor befreien muß. Brechts «Maßnahme» ist ein solches Stück, und auch in Bölls Erzählung soll eine unmenschliche Maßnahme menschlich gerechtfertigt erscheinen. Katharinas Gewalttat ist aber weder vor dem Forum der Sinnlichkeit noch dem der Vernunft zu rechtfertigen. Deshalb ist ihre Reuelosigkeit die Sünde, die nicht vergeben werden kann.

Die sinnliche Leni und ihr ironischer Verfasser belehren darüber, wie der Begriff der Ehre im demokratischen Zeitalter zu bewerten ist: Marjas Strichliste am Türrahmen registriert sechzig mal die Erwähnung der «Ehre», als sie die ideologische Argumentation der ökonomisch interessierten Werber belauscht. Lenis Sinn für Wirklichkeit ist vom luftigen Gewicht solcher Argumente gar nicht berührbar.

Katharina aber kommt mit ihrer «verlorenen Ehre» wie aus vergangenen Jahrhunderten daher. Mit der Ehre als sozialem Wert, bei dem es – in begrenzten Gesellschaftsschichten – um Leben und Tod-ging, ist es mit dem 19. Jahrhundert zu Ende. Katharina rechtfertigt sich mit unzeitgemäß aufgebauschter Ehre, wenn sie von ihrem «zerstörten» Leben redet. Dabei hat sie den im Blick, dessen Leben als einziges zerstört ist. «Ich dachte natürlich auch an den Erschossenen da in meiner

WERNER HEIERLE

Kirchliche Stellungnahmen zu politischen und sozialen Fragen

Eine Untersuchung über ihre Möglichkeiten und Grenzen anhand von ausgewählten Beispielen. 181 S. Fr. 32.—

Aus dem Inhalt:

Die Kirche darf nicht abseits stehen: Dietrich Bonhoeffers Engagement in den dreißiger Jahren. – Vom Anspruch zum Dienst: Die Pastoralkonstitution «Gaudium et spes» des Zweiten Vatikanums – Reflexion und Rechtfertigung: Die evangelische Denkschrift «Aufgaben und Grenzen kirchlicher Äußerungen zu gesellschaftlichen Fragen».

Erschienen als Band Nr. 51 in der Reihe XXIII «Theologie» der «Europäischen Hochschulschriften» im Verlag Herbert Lang & Cie AG, Bern.

Im selben Verlag eben erschienen: Rudolf Dellsperger: Johann Peter Romang. Philosophische Theologie, christlicher Glaube und politische Verantwortung in revolutionärer Zeit. Band 23 der «Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie». 263 S. Fr. 44.—



Herbert Lang Bern, Peter Lang Frankfurt/M.

Wohnung. Ohne Reue, ohne Bedauern. Er wollte doch bumsen und ich habe gebumst, oder?»

Oder man unterscheidet Worte nach ihrer Bedeutung, auch wenn sie gleich lauten. Der Unterschied zwischen metaphorischer und buchstäblicher Bedeutung eines Wortes wird unterschlagen, um zwei sehr verschiedene Sachen gegeneinander zu verrechnen. In der ersten Nennung steht die häßliche Metapher (häßlich, weil sie die aggressive Bedeutungsladung von ihrem Spendewort mitbringt) passend für liebloses Sexualverhalten. In der zweiten Nennung steht ein harmloseres Synonym für «schießen» (harmloser, weil es den Schall betont, nicht das Treffen) unpassend für «erschließen». Die Verblüffungstaktik des Sprachgebrauchs ist dieselbe wie in dem bekannten Slogan: «Macht (tatsächlich) kaputt, was euch (metaphorisch) kaputtmacht!» Katharina redet nicht nur so, sie handelt nach dieser Maxime: sie zerstört das Leben dessen, der das ihre «zerstört» hat. Auch ihrer Reuelosigkeit liegt solche Gleichsetzung zugrunde: für sie *hieß* nicht, sondern *war* der menschliche Gegner offenbar ein richtiges Schwein.

Einsendung von Adressen

Zur Eintragung von Adressen möglicher Interessenten für die ORIENTIERUNG erlauben wir uns, in den nächsten Tagen jedem Abonnenten in der Schweiz eine Karte zu senden. Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie darauf mit deutlicher Schrift *Namen aus Ihrem Bekanntenkreis* eintragen, die wir dann von uns aus mit Probenummern und einer Einladung zum Abonnement bedienen. Falls Sie sich persönlich von Mensch zu Mensch in unserer Werbekampagne einsetzen wollen, können Sie jederzeit selber Probenummern bei uns anfordern. Im Spätherbst werden wir zudem wie gewohnt Formulare für Geschenkabonnements versenden.

Nota bene: Die Adressen brauchen sich selbstverständlich nicht auf das Inland zu beschränken. Die ORIENTIERUNG gelangt derzeit genau in 101 Länder. Das ist nach Auskunft der Post im Zürcher Zeitschriftenversand einzigartig: aber es gibt immer noch genug weiße Flecken auf der Weltkarte (ja selbst auf der Landeskarte!), wo die ORIENTIERUNG dank der Initiative unserer Leser erst bekannt werden sollte. Wir hoffen diesen Herbst der Rezession zum Trotz auf eine gute Ernte und freuen uns auf jede Mitarbeit!

Ihre ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postscheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 «Orientierung», Zürich – Österreich: Postscheck Wien Nr. 2390-127 «Orientierung» Zürich – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 27.— / DM 27.— / öS 185.— / Lit. 7300 / FF 50.— / US\$ 12.— / übriges Ausland: sFr. 27.— + Versandkosten.

Halbjahresabonnement: sFr. 15.50 / DM 15.50 / öS 100.— / übriges Ausland: sFr. 15.50 + Versandkosten.

Studentenabonnement: Schweiz sFr. 18.— / Ausland: DM 18.— / öS 110.— / Lit. 4500 / übrige Länder: sFr. 20.—

Gönnerabonnement: sFr./DM 35.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: sFr./DM 1.70 / öS 10.—

Der Rezensent von Times Literary Supplement sieht Katharinas «act of violence» als «tragic catharsis», die ihr «a new sense of peace and emotional balance» schenkt. Bei einem tragischen Werk, bei einem Kunstwerk überhaupt, ist der Leser entlastet und heiter, hier ist es die Heldin. Der Leser hat allen Grund, gerade davon bedrückt zu sein. Dieser «sense of peace» – und jetzt wird die Sexualmetapher auf das Schießen zurückgewendet: – ist die fatale Befriedigung nach einer Vergewaltigung.

Ist diese Erzählung wirklich die «Fortschreibung des großen Romans Gruppenbild mit Dame», als die sie auf den Büchermarkt kommt? Vielleicht wird man nach einem späteren Werk Bölls diese Erzählung als Polemik ausklammern dürfen, wenn man Stationen seines künstlerischen Weges durch die Institutionen verfolgt, und vielleicht geht es nicht mit der hemmungslosen Caritas Margrets, sondern mit der askesefähigen Liebe Heinrichs weiter im poetischen Gestalten der Kräfte, die unsere Institutionen zur evolutionären Veränderung brauchen.

Grete Lübbe-Grothues, Einsiedeln

Zuschriften

Zu: Dreimal vatikanische Ostpolitik (Nr. 12 / 30. Juni)

Das Buch von Hansjakob Stehle: «Die Ostpolitik des Vatikans» findet nun auch in Ihrer Zeitschrift eine überaus positive Rezension. Fast könnte man meinen, dieses Buch gleiche einer neuen Offenbarung, die die katholische Kirche im Augenblick schlichst erwartet.

Nach dem Buch von Raffalt war man besonders gespannt auf das nun vorliegende Werk von Stehle. Unbestritten sind seine archivarischen Bemühungen und Erfolge. Unbestritten ist auch der Fleiß, mit dem Stehle um Fakten sich bemüht. Aber ebenso unbestritten scheint mir die Tatsache zu sein, daß Stehle mit fast jedem Vertreter kirchlicher Diplomatie eine menschliche und charakterliche Demontage betreibt. Fast hat es den Anschein, als habe der Vatikan für seine diplomatischen Aufgaben ausschließlich Personen minderer Qualität ausgesucht. Es findet sich keine Person kirchlichen Ranges in dem Buch, der nicht irgendetwas Negatives beigefügt wird. Das mag durchaus der Fall sein, aber der Objektivität halber müßte diese Liebe zur Charakterisierung kirchlicher Diplomaten auch auf andere Personen übertragen werden.

Der Gesamteindruck des Buches gleicht einem Grabgesang in Dur.

Zwar sieht Robert Hotz in seiner Beschreibung auch die Grenzen päpstlicher Diplomatie; aber ein Buch wie das von Stehle würde der Glaubwürdigkeit näher kommen, wenn er mehr die Fakten sprechen ließe als die Schwächen der Menschen.

Klaus Frank, Pfarrer, Ettlingen

Die «Orientierung» in Rom ...

...Ich darf Ihnen diesen Dank im Namen eines größeren Freundes- und Kollegenkreises aussprechen ... Ganz ausgezeichnet ist auch die Nummer vom 30. Juni d.J. Hier freute ich mich besonders über die ausführliche und objektive Besprechung des Buches von Dr. Stehle über die Vatikan-Ostpolitik ... Wenn man einer Zeitschrift ein ehrliches Lob ausspricht, heißt das natürlich nicht, daß man immer und in allem derselben Ansicht ist wie die jeweiligen Autoren – das wäre wohl ein mißverständliches Urteil. Was jedoch die «Orientierung» so ganz besonders wertvoll macht, und wofür ihr eine Vorrangstellung unter zahllosen Zeitschriften weltanschaulicher Prägung gebührt, ist die Tatsache, daß man als Leser hier nicht manipuliert wird, sondern vielmehr auf Fragen und Probleme hingewiesen und einen Anstoß zum eigenen, selbständigen Weiterdenken bzw. zur Diskussion mit Gleichgesinnten erfährt. Dieser «freie Raum» wird einem bei vielen, auch kulturell vielleicht hochstehenden Presseerzeugnissen heute nicht mehr gewährt (was einem freilich nicht immer gleich zum Bewußtsein kommt).

Hinzu kommt noch ein kleiner äußerer Vorteil: Format und Umfang der «Orientierung» sind sehr, sehr günstig. Bei den hohen beruflichen Anforderungen (Berge von «Pflichtlektüre») fehlt einem einfach die Zeit zur Lektüre allzu umfangreicher Zeitschriften. Das Format Ihrer Zeitschrift erlaubt es, stets eine oder zwei Nummern in der Handtasche zu haben (wenn der Weg im Bus von der Kurie ins Bibelinstitut mehr als 1 Stunde dauert, vertieft man sich eben in die «Orientierung»). – Es wäre schön, wenn es mir gelänge, während meines Urlaubs in Österreich den einen oder anderen Abonnenten zu gewinnen.

Stigrid Spath, Rom

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich